

INTERVIEW MIT LINA RITTER

«Der Begriff «Methodik» hatte Wirkung auf die ganze Ausbildung»

Das Interview führte Pia Gabriel-Schärer.

Was sind Ihre prägendsten Erinnerungen an die Schule? Ich bin 1974 an die Schule gekommen, von Amsterdam, wo ich eine sehr moderne Weiterbildung in Systemtheorie, Familientherapie, Supervision absolviert habe. In den ersten paar Jahren wieder in Luzern habe ich den Wandel an der Schule prägend empfunden: weg von der Basis der katholischen Schule der Menzinger Schwestern hin zu einer Laienschule; weg von der Frauenführung hin zur Männerführung. Die ursprünglich religiös ausgerichtete Schule wandelte sich mit der neuen Schulleitung zu einer offenen und kritischen Schule. Ich war ja fünfzehn Jahre zuvor an der Schule ausgebildet worden, noch unter Führung der Schwestern. Vor diesem Hintergrund habe ich diesen Wandel als einschneidend erlebt. Dann gab es auch räumliche Veränderungen mit dem Umzug der Schule vom Hitzlisberg an die Rosengartenhalde. Die Schule wurde grösser, war aber immer noch in einem schönen alten Haus.

Sie kamen also 1974 an die Schule und waren vorher als Sozialarbeiterin tätig? Ja, genau. Ich habe zwölf Jahre als Sozialarbeiterin in einer Gemeinde im Baselbiet gearbeitet und bin dann nach Amsterdam gegangen für diese Weiterbildung.

Was war Ihre Motivation, als Dozentin zu arbeiten? Im Nachhinein war es ein Karrieresprung von der Basis in die Theorie. Ich habe ja keine Matura und kein Hochschulstudium. Ich wollte nicht nach Amerika und daher war Amsterdam für mich ideal. Dort ist dann der Wunsch gereift, mein Wissen an andere weiterzugeben und auch Einfluss zu nehmen auf die Ausbildung der Studierenden. Es war damals noch so, dass die Luzerner Schule aufgrund der traditionellen Strukturen der aktuellen Entwicklung etwas «hinterherhinkte».

Wollten die Menzinger Schwestern die Schule bewahren, wie sie war? Das kann man so nicht sagen. Es war eher so, dass sie mit dem Mutterhaus keine Loyalitätsprobleme riskieren wollten. Für mich war das anders: Ich war unabhängig und hatte, im Gegensatz zu anderen Dozierenden an der Schule, keinerlei Verbindungen mit dem Lehrschwestern-Institut. Sie hatten zwar gute Arbeit gemacht, aber aus meiner Sicht war diese Zeit vorbei. Gerade auch mit Blick auf die Zürcher Ausbildung. Die Zürcher waren eine grosse Konkurrenz.

Gab es damals die Abendschule schon? Die Abendschule gab es bereits, unter der Leitung von Herrn Kneubühler. Bei den Behörden und Trägerschaften der Sozialen Arbeit hatte die Abendschule einen guten Ruf, bei der Tagesschule hingegen nicht. Aus Sicht der Tagesschule bot die Abendschule eine Ausbildung zweiter Klasse – da bestand ein Konflikt punkto Ausbildungsniveau. Erst in einer späteren Phase, im Rahmen des neuen Lehrplans, gab es dann Diskussionen, ob die beiden Schulen – gemeinsam mit der Heimerzieherschule – zusammengehen sollen. Die Luzerner Schulen hatten damals noch die sogenannte Doppelausbildung in Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Ein Zusammenschluss war zu jener Zeit unmöglich, weil die Trägerschaften nicht einer Meinung waren. Auf Ebene der Schulleitung wurden die Verhandlungen zur Frage des Zusammenschlusses dann weitergeführt.

Die Ausbildung hat ja eine enorme Entwicklung erlebt: Von den ersten Kursen zu einer professionellen Ausbildung, dann die Weiterentwicklung zur höheren Fachschule und zur Fachhochschule. Wie haben Sie diese Entwicklung erlebt? Es hat sich auch in methodischer und inhaltlicher Hinsicht sehr viel verändert. Ich hatte in Holland gelernt, systemisch und therapeutisch zu denken, und habe dazu auch die theoretischen Grundlagen erhalten. In der Schweiz war dies damals noch ganz neu: das gezielte Arbeiten mit Methoden. Der Begriff der «Methodik» wurde eingeführt und hatte Wirkung auf die ganze Ausbildung und das Denken an der Schule. Eine weitere Entwicklung war die Einführung der Supervision. Weil ich nie hundert Prozent gearbeitet habe, konnte ich an Institutionen ausserhalb der Schule Supervision geben. Auch das

war ein neuer Ansatz, aus methodischer Sicht anders zu denken. Diese neuen Entwicklungen haben den Lehrplan stark beeinflusst. Das Denken verlief mehr und mehr in basisdemokratischen Strukturen. Wir haben die Schüler nicht nur als Schüler angeschaut, sondern als junge Menschen mit Entwicklungspotenzial. Wir waren der Meinung, dass sie nach Abschluss der Ausbildung noch nicht alles wissen müssen und können, sondern sich permanent weiterentwickeln. Dieses Denken hat auch die emotionale Ebene beeinflusst, das Klima an der Schule sowie auch die Aufnahmekriterien und den Umgang mit schwierigen Schülern. Da war nicht gleich Ausschluss das Thema, sondern man gab den jungen Menschen eine Chance. Man war der Meinung, dass jeder seinen Raum und seinen Platz finden müsse. Das war gut, aber nicht immer einfach.

Waren Sie eine erfolgreiche Dozentin? Konnten Ihre Schülerinnen und Schüler das Gelernte in der Praxis auch umsetzen? Ja, das kann ich schon sagen. Wir hatten ja noch das Klassenlehrersystem, welches die Beziehung zwischen Studierenden und Dozierenden gestärkt hat. Wenn ich heute ehemalige Studierende aus dieser Zeit treffe, sehe ich, dass sie sich alle sehr gut bewährt haben.

Ging Katharina Vögtli bei Ihnen in die Schule? Nein, sie ging nicht bei mir in die Schule. Ich weiss gar nicht, wann sie die Ausbildung gemacht hat. Ich kann mich aber noch gut an das Auswahlverfahren erinnern: Sie hat sich ja um meine Stelle beworben, kam gerade von Amsterdam und hatte dort dieselbe Ausbildung absolviert wie ich. Sie wurde meine Nachfolgerin und ich bin 1985, nach elf Jahren als Dozentin, wieder in die Praxis gegangen.

Wie war der Einfluss von Amerika auf die Ausbildung an der Schule? Ich weiss, dass vor allem die Zürcher Dozenten in Amerika waren. In Amerika gab es ein Masterstudium, in Amsterdam konnte man keinen Master machen. Aber der amerikanische Einfluss auf die Soziale Arbeit und deren Weiterentwicklung war sehr hoch – in Luzern vor allem über die Literatur in Englisch, was hilfreich war für die Verbreitung des Fachwissens.

Wurde in Amsterdam auf Englisch unterrichtet? Nein, der Unterricht war in Amsterdam auf Holländisch. Sobald ich wusste, dass ich aufgenommen bin, lernte ich bereits in der Schweiz die neue Sprache. Und ich ging schon drei Monate, bevor die Ausbildung begann, nach Amsterdam. Ich habe gearbeitet und in der Sozialen Arbeit geht es ja nicht ohne Sprache, so habe ich Holländisch gelernt. Holländisch ist für Schweizer nicht so schwierig.

Konnten Sie auch schon Englisch zu dieser Zeit? Ich konnte nie gut Englisch, aber das hatte in Amsterdam auch keine Bedeutung.

Wir arbeiten ja noch heute punktuell mit Amsterdam zusammen. Heute kann dort auf Englisch studiert werden. Für unsere Studierenden ist das natürlich super. Mir brachten die zwei Jahre in Holland eine enorme persönliche Entwicklung. Die Institution war derart basisdemokratisch. Da gab es nur rudimentäre Lehrpläne. Es war schwierig, in der Schweiz verständlich zu machen, was man in Amsterdam gelernt hat. Ich persönlich brauchte zirka ein Jahr, bis ich verstand, um was es eigentlich ging. Die Dozierenden sagten schon einmal: «Ich weiss es auch nicht. Wir schauen das zusammen an und finden die Lösung gemeinsam.» Das war natürlich neu für mich.

Wenn Sie zurückblicken: Wie hat sich unsere Schule in Bezug auf die Veränderungen im Berufsfeld entwickelt? Herbert Bürgisser und ich haben viele Supervisionen in Organisationen gemacht. Dadurch ergab sich eine Wechselwirkung zwischen diesen Institutionen und der Schule. Das Denken der Schule und die Diskussionen im Zusammenhang mit dem Lehrplan waren im Wandel und wurden stark systemisch geprägt, was dann auch für die Soziale Arbeit im Kanton eine Bedeutung hatte.

Sie haben die Entwicklung des Lehrplans erwähnt. Es gab da ja viele externe Einflüsse. Inwieweit konnten Sie auch selber gestalten? Hatten Sie viele Freiräume, um zu definieren, was Sie wollten? Wir hatten einen eher schematischen Lehrplan, konnten aber innerhalb der Themen selber gestalten. Der Lehrplan war eindeutig weniger auf Psychologie, sondern mehr auf Organisation und Entwicklung ausgerichtet. Es gab

immer noch die Einzelfall- und die Gruppenarbeit. Aber das systemische und organisatorische Denken erhielt mit der Zeit eine grössere Bedeutung.

Das systemische Denken ist auch heute noch eine wichtige und gute Basis für die Soziale Arbeit. Damit hatte die Schule auch Wirkung in die Gesellschaft im Kanton Luzern. Ich konnte damals im Auftrag der Schule bei der Entwicklung der Konzepte für das Frauenhaus und die Frauenkirche mitarbeiten. Das waren grosse Projekte in der Zeit der jungen feministischen Organisationen. Die Schule hatte kein Geld, hat aber Zeit und Fachwissen in diese Projekte investiert. Diese waren basisdemokratisch organisiert und inhaltlich wie politisch ziemlich umstritten. Als Vertreterin der Schule musste ich mit Fingerspitzengefühl vorgehen – schliesslich standen immer auch die Subventionen auf dem Spiel.

Wie haben Sie es erreicht, dass Sie als Fachperson in den Luzerner Kreisen anerkannt wurden? Ich würde sagen, das ist über die Supervisionen gelungen. Diese gab es zu jener Zeit noch nicht häufig. Die Menzinger Schwestern hatten nicht gerade den Ruf, à jour zu sein. Ich war damals jemand Neues und ich bot Supervision für Studierende und für die Praxis an. Das hat sich herumgesprochen, vor allem auch über die Praktikumsstellen. Ich habe auch jahrelang in der psychiatrischen Klinik Schlössli Supervision innerhalb der Teams gegeben.

Sind die Leute vor allem auf Sie zugekommen oder waren Sie selber aktiv? Nein, punkto Akquirieren von Supervisionsaufträgen war ich nicht aktiv – zu meinem Glück war das damals so möglich. Aber in Bezug auf das Frauenhaus war ich sehr aktiv, das war mir ein wichtiges Anliegen, wie es auch die feministischen Projekte in der Kirche waren.

Konnten Sie Einfluss nehmen, wer im Frauenhaus angestellt wurde? Ja, da konnte ich mitentscheiden. Es gab eine Kommission, in der ich Mitglied war. Es war schwierig, denn das Frauenhaus brauchte Geld und man konnte sich keine Experimente leisten mit den ersten Mitarbeiterinnen. Später habe ich mich zurückgezogen. Es kam eine neue Phase und ich war der Ansicht, dass es auch neue Leute braucht.

Das ist ein schönes Beispiel dafür, dass die Soziale Arbeit auch etwas bewirken kann, sogar in einem schwierigen Umfeld. Nun interessiert mich noch ein anderer Aspekt: Sie haben miterlebt, wie sich die Soziale Arbeit von einem Frauenberuf hin zu einem Beruf auch für Männer gewandelt hat. 1960 hat die Schule zum ersten Mal Männer aufgenommen. Können Sie dazu etwas sagen? Grundsätzlich war das ein enormer Wandel. Ich war froh darum und es war auch wichtig. Das Ganze hat sich auch sehr schnell auf die materielle Ebene im Beruf ausgewirkt: Das Ansehen der Sozialen Arbeit stieg an und man verdiente besser. Was mich aber ärgerte, war die Tatsache, dass die Männer dann überall die Führungsposition übernahmen und die Frauen «abwählten». Das war leider eine Realität.

Hat Sie die Leitung der Schule nie interessiert? Zu Ihrer Zeit war ja Arthur Vogel der Rektor. Die Position als Rektorin hat mich nicht interessiert. Ich hätte dies auch nicht gekonnt. Ich war auch nie in einer politischen Partei – ich war sehr kritisch. Ich war in der Schulleitung und fühlte mich dort sehr wohl. Wir haben eigentlich die Schule fachlich als Kollektiv geführt. Wenn ich heute an die Schule denke – ich war erst einmal in diesem Gebäude an der Werftrasse – dann hat die Entwicklung auch eine Kehrseite: Wie alles in der Wirtschaft wird die Schule grösser und grösser. Wobei die Leute an der Basis ja vermutlich nicht viel anders arbeiten als wir früher. Die Soziale Arbeit bleibt anspruchsvoll.

Wir haben heute über 700 Studierende. Als ich an die Schule kam, waren es in jedem Kurs vielleicht zwanzig Studierende, insgesamt also sechzig Studierende – die kannte man alle persönlich. Sie kannten sicher auch alle Studierenden persönlich. Ja, natürlich kannte ich alle Studierenden. Ich bin froh, dass ich heute nicht mehr dabei bin. Denn der persönliche Bezug ist nicht mehr der gleiche.

Wenn Sie von aussen auf die Ausbildung, die Fachhochschulen und die Soziale Arbeit schauen: Was hat sich verändert in dieser Zeit? Ich muss sagen: Zu jüngeren Sozialarbeitenden habe ich kaum Kontakt. Und darum kann ich diese Frage nicht beantworten. Aber, was heute gilt: Wenn bei der Sozialen Ar-

beit gespart werden muss, kann es mühsam werden. Es bleibt wenig Zeit für ein Beziehungsgespräch, so etwas kommt dann mehr auf die Therapie-Schiene und dort wiederum wird es teuer. Eine Therapie können sich längst nicht alle leisten. Ich denke mir, in der Sozialen Arbeit läuft es heute eher schematisch. Aber wirklich beurteilen kann ich es nicht.

Wenn Sie zurückschauen auf Ihre berufliche Karriere: Welches waren die Highlights? Das Frauenhaus haben wir angesprochen, gibt es auch noch andere Highlights? Ja, schon die Arbeit mit Frauen. Feministische Gedanken sind für mich heute noch wichtig, auch wenn sie in der Gesellschaft zunehmend verschwinden. Das finde ich schade, aber es ist Realität. Auch die Basisarbeit war ein Highlight – meine erste Stelle im Beruf in der polyvalenten Sozialarbeit einer Gemeinde, da war alles drin. Es war ein ganzheitliches Arbeiten. Man musste auch schon damals schauen, dass man zeitlich alles schafft, und konnte nicht beliebig ausbauen. Aber in den 1980er-Jahren gab es noch Geld für die Soziale Arbeit. Ich hatte diese Stelle in der Gemeinde angetreten und konnte dann auf drei Sozialarbeitende ausbauen.

Sie gingen nach Ihrer Zeit hier an der Schule wieder in die Praxis zurück – gab es diese Stelle bei «Mutter und Kind» bereits oder haben Sie sie neu aufgebaut? Nein, das war ein privater Verein, der gerade neu gegründet worden war. Das Angebot war, sieben bis acht alleinerziehenden Frauen mit Kindern statt Sozialhilfe für ein bis zwei Jahre Wohnraum und Zeit zu geben, sich so weit zu entwickeln, dass sie auch materiell ein eigenständiges Leben führen können. Heute läuft das ja sehr schnell über die Sozialhilfe. Das wollte man mit dem Projekt vermeiden, auch um die Frauen vor der Stigmatisierung zu bewahren. Das ist soweit gelungen, aber finanziell ging die Rechnung nicht auf. Denn die Frauen konnten natürlich nie so viel bezahlen, wie es effektiv gekostet hat. Das Projekt gibt es heute noch, aber unter einer anderen Trägerschaft. Ausländische Frauen hatten wir damals nicht, es waren alles Schweizerinnen.

Wie ging deren Lebensweg weiter? Ich war etwa vier bis fünf Jahre bei dem Verein, in dieser Zeit waren es 20 bis 25 Frauen. Von den einen oder anderen höre immer mal wieder. Die meisten haben es geschafft. Sie konnten ihre Stelle behalten, indem die Kinder in Krippe und Hort betreut wurden. Die Situation spielte sich ein und beruhigte sich. Die Kinder haben studiert oder Berufslehren absolviert.

Hier war die Soziale Arbeit also sehr erfolgreich. Im Kleinen lohnt es sich ja, im Grunde genommen schon. Sicher gab es auch Frauen, die es nicht geschafft haben.

Was war das Schwierigste oder Mühsamste im Zusammenhang mit der Schule? Am Anfang sicherlich die Loyalitätsprobleme, das war nicht leicht. Später, in der Zeit der Lehrplandiskussionen, fühlte ich mich zuweilen auf der wissenschaftlichen Ebene etwas überfordert. Auf der Beziehungsebene hatte ich eigentlich nie Probleme, da ich mich anpassen und zugleich Einfluss nehmen konnte.

Das ist ja heute noch ein Spannungsfeld zwischen Wissenschaftlichkeit und Praxis. Ich glaube, dass die Fachhochschulen diesen Balanceakt geschafft haben. Wir bilden immer noch für die Praxis aus, mit wissenschaftlichem Hintergrund. Die Studierenden lernen zu analysieren und zu begründen, warum sie etwas machen und weshalb nicht. Das ist schon eine Stärke von uns. Die Praxis hatte ja Angst vor der Akademisierung, wobei dieses Thema nicht mehr so brisant ist. Es steht eher im Raum, dass einige – wenn auch wenige – Studierende in Sozialer Arbeit doktorieren möchten. Gleichzeitig braucht es viele Leute, die Soziale Arbeit an der Basis machen. Wir haben natürlich auch Fortbildungskurse für Menschen in der Sozialen Arbeit in der Praxis angeboten. Vor allem im systemischen Denken und in systemischer Arbeit.

Hatten Sie ein Netzwerk von Leuten, die ähnlich dachten wie Sie? Gab es damals in der Schweiz Fachnetzwerke? Ich hatte ein Netzwerk mit Leuten, die an der Basis gearbeitet haben – gute Berufsleute. So hatten wir das Netzwerk schon. Aber einen formellen Austausch habe ich nicht gesucht, ich war lieber an der Schule tätig oder im Beruf.

Gibt es etwas, das Sie der heutigen Schule wünschen? Ich wünsche der Schule, dass sie die Balance zwischen Wissenschaft und Praxis halten kann. Dass sie verständlich kommuniziert. Die Schule soll nicht abgehoben sein und die Soziale Arbeit soll in der gesellschaftlichen Realität verankert bleiben.



Lina Ritter, geb. 1936, ist eine Pionierin der modernen Sozialarbeit. Sie machte die Ausbildung in den 1960er-Jahren an der Schule für Sozialarbeit und anschliessend eine zweijährige systemische Weiterbildung in Amsterdam. 1974 kam sie als Dozentin an die Schule zurück und wurde Mitglied der Schulleitung. Nach zehn Jahren in der Schulleitung wechselte sie 1984 für

die letzten vierzehn Berufsjahre nochmals in die Praxis und leitete zuerst die Wohngemeinschaft für Mutter und Kind und arbeitete anschliessend in einer geschützten Werkstatt für psychisch behinderte Menschen. 1998 ging Lina Ritter in Pension. Als Frau unabhängig sein und selber Geld verdienen, dies ist ein wichtiges Motto im Leben von Lina Ritter.